Beyträge
zu den
Anekdoten
und
Charakterzügen
aus
dem Leben
Friedrichs des Zweiten

Dritter Heft.

Berlin und Frankfurt a. d. O.
bei Johann Andreas Kunze
1788.

Um den Charakter Friedrich des Zweiten genauer kennen zu lernen, muß man, viel während seiner Regierung vorgefallenen Begebenheiten, an denen er Antheil hatte, aufsammlen, um daraus ein Ganzes zusammenzusetzen, welches den Geist und den so seltenen Verstand dieses allgemein bewunderten Monarchen näher darstellet.

Alle seine Handlungen hatten Bezug, Absicht und Anwendung. Vielen mußten sie unverständlich und unerklärbar seyn, die ihre Triebfedern nicht kannten, und Wenigen hat es geglückt, sie kennen zu lernen. Von welcher Seite sollte man anfangen, den König zu ergründen, da man höchstens nur Gelegenheit hatte, ihn in einem Fache, seiner schweren Regierung zu beurtheilen? — Es wird

daher noch viel von Friedrich dem Zweiten geschrieben, und noch mehr über ihn geurtheilt werden, ehe man behaupten darf, man habe Data genug, um den König so zu schildern, so darzustellen, wie es Jeder seiner Bewunderer verlangt und wünscht.

Sich den gemeinen Soldaten zugethan zu machen, dessen Liebe zu ihn zu erregen, war des Königs Absicht immer neben her, wenn er mit ihm zu thun hatte. Er ließ sich ganz zu ihm herab, nahm den Ton an, in welchem er sich auszudrücken pflegte, und dadurch erreichte er es, daß der Soldat fest glaubte, der König sey sein Vater, und nur an dem Monarchen lag es dann, denselben ins Feuer und in die größten Gefahren zu schicken. Dies erfuhren besonders die Regimenter, mit denen der König sehr oft zu thun hatte; und unter solchen gehöret besonders das Regiment von Braun.

Als in dem angegangenen Baierschen Erbfolgekriege sich die schlesische Armee bey Fünfhuben versammlet hatte, ließ der König die Regimenter sämmtlich vor sich vorbey marschiren; fragte die Kommandeurs der Brigaden, und die Generale, jeden insbesondere: ob sie ihre Offiziere beysammen hätten? — wer, obschon krank, abwesend war, erhielt seine Entlassung, weil der König böse geworden war, daß so viele Offiziere aus der Armee den Abschied gefordert hatten, worunter verschiedene waren, von denen er wußte, daß sie noch zu dienen im Stande waren, und denen er überdem viel Gnade erwiesen hatte; denen aber, welche der Armee, so elend und krank sie auch seyn mochten, gefolgt waren, versprach er, für sie zu sorgen, und befahl, alles mögliche zu ihrer Pflege und Wiederherstellung anzuwenden.

Da nun hierauf das vorhergedachte Regiment von Braun in das Städtgen Reichenbach,

worinn auch die Garde einquartiret war, kam, und durch eine enge Gasse gedrängt marschieren mußte, hieß es mit einemmale: der König sey da. Man suchte ihm Platz zu machen; demohnerachtet aber ritte er nicht schneller, sondern blieb im Schritte; scherzte mit den Soldaten, und sagte unter andern: Bursche! sehet doch einmal diese Gasse an; — kennt ihr sie wohl? — ist es nicht recht solche Gasse, als die Siebergasse in Berlin? (eine berüchtigte Gasse dieser Stadt). Die Bursche lachten, und meynten der König habe Recht.

Dieser Scherz des Königs wäre nicht besonders, wenn er nicht die ausserordentliche Gedächtnißkraft desselben verriethe; denn schwerlich wird Jemand, der Berlin und die Siebergasse kennt, vermuthen, daß der König solche gekannt habe, und zwar so genau, daß er in seinem hohen Alter, eine Vergleichung damit anstellen können, um den gemeinen Soldaten zu

belustigen und aufzumuntern; zu einer Zeit, da man eher hätte vermuthen sollen, daß er seinen Kopf mit Planen zum bevorstehenden Kriege angefüllet habe.

Als hierauf die königliche Armee bei Welsdorf im Lager stand, wo sie nur durch einen Fluß vom kaiserlichen Lager geschieden war, besuchte der König dieselbe oft. Jedesmal, wenn solches geschahe, mußten die Regimenter heraustreten. Da nun der Monarch an einem Tage zu dem Braunischen Regiment kam, sagte er zu den Gemeinen: Nun wie gehts Kinder? sehet da! (indem er auf das kaiserliche Lager mit dem Finger wieß) da ist euer Exercierplatz! ja, ja! — das ist der Dönhofische Platz; — da könnt ihr zeigen, was ihr gelernt habt. Führen Sie uns nur an, riefen die Bursche, wir wollen uns

schon brav halten. Der König ritt weiter, und ließ alles vergnügt zurück.

Ein andermal änderte der König seinen Spazierritt, und nahm solchen hinter dem Lager vor. Unter andern kam er zu den Kochlöchern des vorgedachten Regiments, und fragte die Bursche: was sie kochten, oder, was sie gegessen hätten? — Der eine antwortete: Kohl, ein anderer Rüben, u. s. w. Nun das ist brav, fuhr der König weiter fort; seht, das habe ich nicht einmal; — gewiß ihr esset besser als ich. Die Leute sahen ihn an und schüttelten lächelnd den Kopf. Ja, fieng denn endlich einer an, das ist wohl alles recht gut, Ew. Majestät, aber wir haben keinen Taback; schon müssen wir die Blätter von den Bäumen rauchen, und das ist doch nichts — Seyd nur stille, Kinder, rief ihnen der König zu, ich werde schon für euch sorgen. War-

tet nur; morgen sollt ihr Taback haben, und das gewiß; — denn ihr wißt ja, ich bin euch gut. Am folgenden Tage kamen auch wirklich zwey mit Taback beladene Wagen fürs Regiment Braun im Lager an. Alle wurden dadurch so vergnügt gemacht, daß sie ihre Freude auf mannigfaltige Art ausdrückten, alle lobten den König, und so wußte dieser unvergleichliche Monarch sich die Herzen seiner Soldaten eigen zu machen.

Der König war einst mit dem General Gr. v. L. aus unbekannten Ursachen unzufrieden: um es demselben empfinden zu lassen, sagte er, nachdem er über dessen Regiment im Thiergarten bey Berlin die Specialrevue gehalten hatte, zu dem Gouverneur von Ramnin: das Regiment L. gefällt mir gar nicht; die Bursche sind recht gut, und exerziren brav, aber die Offizier taugen nicht. Auf den Mittag

wurde bey der Parole befohlen: Sr. Majestät wären mit den Gemeinen vom Regiment L. ** ganz wohl zufrieden, desto weniger aber mit den Herren Offiziers, welche sich künftig besser auf den Dienst appliciren müßten. Die Offiziere fühlten hierbey einen Widerspruch, weil der gemeine Soldat unmöglich im Dienste gut und geschickt seyn kann, wenn er nicht durch seine Vorgesezten dazu angeleitet worden wäre; inzwischen kam dieser Befehl vom Könige. Rammin, der die geringsten Winke des Königs auffieng, und seine Ordres sehr genau und pünklich befolgte, ließ bey den darauf folgenden Manoeuvres, vor dem hallischen Thore, den Burschen des L. ** schen Regiments das Gewehr beym Fuß nehmen, dagegen sämmtliche Offiziere heraustreten, und solche in gewisse Distanzen, über den gepflügten Acker, einige hundert Schritte avanzieren. Wenn Halt kommandiret worden war, wurden die vorgegebene Distanzen durch den Ad-

jutanten abgemessen, und wer solche auf ein oder mehrere Schritte verfehlt hatte, kam sicher in Arrest. So folgte die große Generalrevue. Der König, der alles, was vorgefallen war, wußte, war auch dabey noch nicht mit dem General v. L. * * ausgesöhnet, folglich mußte das Regiment einen Fehler machen, und dabey blieb es. Hierauf folgte die Revue, welche der König jährlich über die Artillerie, in der Gegend des Weddings zu halten pflegte. Jedesmal, wenn solches geschahe, mußten die berlinischen Wachtparaden auf den Anhöhen vor dem Gesundbrunnen aufmarschieren, und wenn die vorgedachte Revue beendigt war, besahe der König solche, und ließ von ihnen verschiedene Manoeuvres machen. An diesem Tage war der König mit der Artillerie äußerst unzufrieden gewesen, und unglücklicherweise fügte es sich, daß das Regiment v. L. * * an eben diesem Tage die

Wachtparade machte, und seiner Anciennetät nach, auf dem Flügel stand.

Rammin, der ein Augenzeuge von des Königs bewiesenen Unzufriedenheit, bey Besichtigung der Artillerie, gewesen war, kam bey der Infanterie angesprengt, und sagte zu den Offiziers: der König ist heute äußerst ungnädig; nehmen sie sich in Acht, meine Herren, und sorge ein Jeder von ihnen, daß alles gut gehe. Der König erschien, ritte gleich nach dem rechten Flügel, richtete selbst die Linie, theilte die Divisions ab, machte sich aber besonders mit dem Regiment L. * * viel zu schaffen. Er ließ endlich die Linie sich auf der Axe schwenken, und da fielen, nach des Königs Meinung, viel Fehler vor, über die er mit den heftigsten Vorwürfen ausbrach, welche besonders das oftgedachte Regiment betrafen. Der Chef desselben, der G. v. L. * * war darüber äußerst betroffen, und glaubte völlig, der Monarch wolle ihn los sein; bat daher

um seinen Abschied. Der König aber antwortete darauf nichts.

Vier Tage darauf marschirte das Regiment zum gewöhnlichen Herbstmanoeuvre nach Potsdam. Der König empfieng solches, nebst seinem Gefolge, an der Glinickschen Brücke, und ließ es vor sich vorbeymarschieren. Neben ihm hielten der Gouverneur von Rammin und der G. v. L.** Man hörte von Zeit zu Zeit, daß der König sagte: schöne Leute, schönes Volk. Kaum war das Regiment vorbey, so kam der Regimentsadjutant, und bat sämmtliche Offiziere desselben, bey dem Könige, zur Tafel, und bey der Paròle wurde bekannt gemacht: daß sich Sr. Majestät bey den Herren Offiziers des L.**schen Regiments, für ihre bezeigte Attention im Dienste, sehr bedanken ließen; Sie fänden, daß sich dieselben außerordentlich gebessert hätten, erkenneten solches mit dem gnädigsten Wohl-

gefallen, und wünschten, daß sie damit fortfahren mögten.

Alles war nun vergnügt, alles zufrieden; das geschehene vergessen, und das Regiment und dessen Chef sahen sich völlig wieder in die Gnade des Königs eingesezt; dem es so leicht war heiter und niedergeschlagen zu machen.

So zeigte der König bey andern Gelegenheiten, daß er auf alles genau merke, und daß seinem scharfen Blicke nichts entgehen konnte.

Beym Fouragiren, im baierschen Erbfolgekriege, kam es oft mit den Feinden, die solches entweder hindern, oder zugleich thun wollten, zu Händeln, weshalb die Kavallerie immer was zu thun bekam. Der König, der nicht selten, ohnerachtet der dabey zu besor-

genden Gefahr, gegenwärtig war, sich aber nie schonte, bemerkte bey einer solchen Gelegenheit, einen Husarenoffizier, welcher ein dickes Tuch um den Hals gebunden hatte; vielleicht in der Absicht, um den Hals für einen Hieb zu schützen. Der König hatte solches kaum entdeckt, als er schnell auf ihn loßritte, und mit vielen Nachdrücken sagte: was hat er da um den Hals? — Wem dient er, mir oder dem * * *? — weiß er wohl, daß das Halstuch im Bette hingehöret und nicht im Felde? — Den andern Tag ließ der König eine Probebinde für den Hals, worinnen nach alter Art noch steife Pappe war, bey der Parole den Offizieren von der Armee vorzeigen, und anbefehlen, daß nur dergleichen, und keine andere, von ihnen getragen werden sollten. Eben so gieng es mit den gewichsten, steifen Stiefeln, welche dem Könige, da er sie sahe, äußerst mißfielen, so daß er befehlen ließ, daß sich kein Offizier damit, vor ihm

sich sehen lassen sollte. Ob nun gleich dieser Befehl in der Armee nicht angenehm war und seyn kounte, da viel dergleichen Stiefeln getragen wurden, so muste er doch befolgt werden.

Im Jahre 1759. standen die Oesterreicher, mit ihrer ganzen Macht, bey Schweidnitz, hatten die umher liegenden Anhöhen besezt, und starke Batterien darauf gepflanzet. Der König, der des Feindes Trennung bewirken wollte, marschierte mit seiner Armee, wider dessen Vermuthung, unter seine Kanonen fort, ohne daß solche, ob sie schon beständig feuerten, Schaden thun konnten, welches daher kam, daß sie dem Geschütze, wegen der Höhe der Berge, nicht die dazu nöthige Richtung geben konnten. Der König, welcher seine Armee vor sich hatte vorbey marschie-

schiren lassen, folgte darauf solcher mit seinem Gefolge. Kaum bemerkten dies die Oesterreicher, als sie ihr sämtliches Geschütz auf ihn richteten. Die Kugeln flogen um den König her, thaten aber wenig Schaden. Der Monarch blieb dabey ganz gelassen, obschon alles um ihn her zitterte, und sagte nicht mehr, als: meine Herren, die Ohren steif, hier werden wir Spießruthen laufen müssen. — Inzwischen ward das Kanonenfeuer immer heftiger und gewisser. Der König, da er solches bemerkte, zog sich daher nach einem adelichen Landhause, das einen gewölbten Eingang hatte. Nach seiner Meinung wollte er hier durchreiten, und sich dadurch der Aufmerksamkeit der Feinde entziehen. Dies geschahe auch; denn kaum war der König in das erwähnte Landhauß hineingeritten, so hörte das Schießen dahin auf. Als er aber durch den Schloßgarten wieder in die Ebene kam, und den Oesterreichern sichtbar wur-

de, so fing das feindliche Geschütz aufs neue an, nach ihn zu schießen. Alles, was um den Monarchen war, besorgte erschossen zu werden, oder den König zu verliehren; wie denn auch die Gefahr sehr groß war, da nicht weit von ihm ein Marketenderweib erschossen wurde. Dieser aber blieb immer heiter, und munterte sein Gefolge auf, ihm frisch zu folgen, welches dadurch Muth bekam, und alle Furcht da verlohr, wo Friedrich die Gefahr verscheuchte. Endlich kamen sie an den bestimmten Ort, und die Folge dieses kühnen Marsches der Preussen war, daß die Feinde ihre Armee trennen musten, um mit einem Theile derselben die Bewegungen des Königs zu beobachten; welches geradezu die Absicht des Monarchen war.

Bey einem zu Potsdam gehaltenen Herbstmanoeuvre, nahm sich der verstorbene Gene-

rallieutenant und Gouverneur von Berlin, Rammin, gegen den König sehr gut. Er und der König kommandirten jeder eine besondere Armee. Ohne weitere gegebene detaillirte Disposition, hatte der König seine Stellung sehr vortheilhaft auf den umherliegenden Bergen genommen, und mit Rammin verabredet, daß er ihn mit seinen Leuten angreifen und heruntertreiben sollte. Rammin sahe der Natur der Sache nach zu gut ein, daß, wenn er den König, in einem dergleichen ernsthaften Vorfalle, angreifen wollte, er keinen Mann davon bringen würde. Er überlegte solches, und änderte seinen Plan. Er ließ den König, welcher einen Angrif von ihm erwartete, in guter Ruhe stehen, blieb aber beständig mit seinen Truppen in Bewegung. Eine Zeitlang sahe der König demselben ruhig zu, und glaubte, daß Rammin ihn durch eine unvermuthete Wendung überraschen wolle; da er aber sahe, daß die Sa-

che immer so blieb als sie war, so brach er endlich mit Ungeduld aus: Mein Gott! was macht denn Rammin? — er soll mich angreiffen, und er marschiret in einem fort. Er schickte an den Gouverneur einen Flügeladjutanten ab, der ihm den Befehl überbringen sollte, er möchte den König doch angreiffen. Rammin antwortete, mit dem ihm ganz eigenen Tone, und sehr kaltblütig: sagen Sie nur dem Könige, wenn er nicht von den Bergen herunter käme, würde ich ihn nicht angreiffen. Dies geschahe auch wirklich von beyden Seiten nicht, und es wurde aus dem ganzen beschlossenen Manoeuvre des heutigen Tages nichts; außer daß ein Kavallerieregiment von des Königs Armee von dem Berge herab kam, und sich stellte, als wenn es Rammin mit vieler Wirkung in die Flanke gefallen wäre. Rammin, der auch dabey ganz gelassen blieb, und auf die Kavallerie keinen Schuß hatte thun lassen, sagte zu dem

Kommandeur derselben, welcher glaubte, eine herrliche That ausgeführt zu haben: aber was denken Sie denn? — glauben Sie denn wohl, daß wenn die Sache Ernst gewesen wäre, und ich hätte auf ihr Regiment Feuer geben lassen, daß Sie einen Mann davon gebracht hätten? — Als nun hierauf der König mit Rammin sprach, und gegen ihn seine Verwunderung äußerte, daß er ihn, der genommenen Verabredung gemäß, nicht angreiffen wollen, antwortete Rammin: Nein, nein, Ew. Majestät! in solcher guten Stellung, worinn Sie sich befanden, konnte ich es mit gutem Gewissen nicht thun, und würde es nie gethan haben, wenn dieser Fall im Kriege vorgekommen wäre. Sie hätten in Gottes Namen auf ihren Bergen stehen können, so lange es ihnen beliebt hätte. Könnte ich es denn wohl verantworten, eine ganze Armee so ohne Nutzen aufzuopfern? — Der

König antwortete: er hat Recht Rammin, er hat Recht.

Eben so handelte der König bey andern Gelegenheiten, wo sich Generale und Offiziere geschickt und vorsichtig bezeigten; wenn ihre Handlungen gleich wider seine Befehle liefen. Einen Offizier von der Artillerie stellte er bey einem Herbstmanoeuvre mit seinem Geschütze auf eine Anhöhe, und befahl ihm, nicht eher zu feuern, bis er es ihm selbst sagen würde. Der Offizier wartete eine lange Zeit vergebens auf den Befehl des Königs, und da er sahe, daß die Kavallerie auf ihn anrückte, kommandirte er Feuer auf Feuer. Der König, als er dies in einiger Entfernung sahe, kam in vollem Eifer auf den Offizier loßgesprengt, und rief ihm zu: Ins Teufels Namen, was macht er, Herr! — Ew. Majestät kommen zu spät, antwortete ihm dieser

mit Entschlossenheit, die Kavallerie kömmt mir auf dem Halse, und ich muß mich wehren. Er hat Recht, sagte der König, wandte sich mit seinem Pferde ruhig um, und ritte weiter.

Dem Herzoge von Bevern sagte der König einst: Ich sehe es recht gut ein, daß Ew. Liebden brav sind; aber Sie haben kein Glück.

Der König, welcher, wie bekannt jedermann, der bey ihm Klagen, selbst gegen seine eingesetzte Landeskollegien, annahm, und öfters glaubte, daß letztere in ihren Urtheilen und Verfügungen Unrecht hätten, zeigte zwar dadurch, wie menschenfreundlich und liebreich sein landesväterliches Herz gegen seine Unterthanen gesinnet sey; gab aber auch zugleich vielfältig Gelegenheit, daß diese vortrefliche

Seite seines erhabenen Charakters, von bösartigen Menschen gemißbraucht, und er als Herr, gegen seine treuen Diener von Mißtrauen eingenommen wurde, zu dem er überdem wegen der vielen, während seiner Regierung, erlebten, ihm unangenehmen Fällen, geneigt geworden war.

Zum Beyspiele kann folgendes dienen: 1770 traten dem Könige einige unruhige Querulanten in Schlesien, die Hartmannsdorfer Einwohner, unter dem Namen der Ochel-Hermsdorfschen Unterthanen, an, und überreichten ihm eine unbefugte Klage gegen ihre Gutsherrschaft, Prägravation im zu leistenden Dienst betreffend.

Ohnerachtet diese Sache bereits durch drey rechtskräftige Urtheile der Glogauischen Oberamtsregierung abgemacht worden war, so nahm doch der König, die wider selbige, bey ihm

übergebene Klage, sehr hoch auf; besonders, da die Kläger einen Auszug aus einem alten Dienstregister beygelegt hatten, nach welchem ihre Dienstpflichten überspannt zu seyn schienen, wenn nicht die veränderte Lage der Sachen, in neueren Zeiten in Betracht gezogen wurde, und deshalb äußerte er gegen den damaligen Chef der Schlesischen Justitz sein grosses Mißfallen über die vermeintlich üble Justitzpflege der Glogauischen Regierung mündlich; erließ auch an leztere folgende Kabinetsordre:

Da die Unterthanen zu Ochelhermsdorf, Höchst Sr. Königl. Majestät in Preußen rc. Unserm allergnädigsten Herrn, von denen von ihrer Guts-Herrschaft, dem gewesenen Major von Nassau, ihnen angethanenen Bedrückungen, und daß sie solchergestalt und durch die ihnen willkührlich aufgelegte Hofedienste nothwendig ruiniret werden müssen, allerunterthänigst Anzeige gethan, und solches

Sr. Königl. Majest. nichts anders als zu gerechten Mißfallen gereichen kann; So befehlen Höchstdieselben Dero Glogauischen Ober-Amts-Regierung, diese Leute über den Major von Nassau führende Beschwerden so fort ex officio auf das gründlichste in möglicher Kürze zu examiniren und ihnen (nebst verschiedenen andern, so über die Protraction der Justitz hieselbst sich beschweren) ohne daß sie von dem Major von Nassau chicaniret werden mögen, als wofür die Glogauische Ober-Amts-Regierung Höchst Sr. Königl. Majest. responsable werden soll, zu ihrem Recht auf eine gewissenhafte Art pflichtmäßig zu verhelfen

Friedrich.

Glogau,
den 16 August 1770.

An
die Glogauische Ober-Amts-Regierung.

Die Oberamtsregierung mittelte durch eine Kommission aus, daß nicht die in der Kabinetsordre benannte Ochel-Hermsdorfer, sondern die unruhigen Hartmannsdorfer Unterthanen ihre Ankläger bey dem Könige waren, und bemühete sich Ihm durch die besten Gründe zu zeigen, wie unrecht diese Leute gehandelt hätten, und wie sehr die Gnade des Monarchen, Jedermann den Zutritt zum Throne zu verstatten, so wohl von diesen als andern mißvergnügten Leuten gemißbrauchet würde, suchten auch möglichst, das auf sie geworfene Mißtrauen abzulehnen.

Der König antwortete hierauf:

Seine Königl. Majestät in Preußen rc. Unser allergnädigster Herr, ertheilen Dero Glogauischen Ober-Amts-Regierung auf derselben allerunterthänigsten Bericht vom 3ten dieses hiedurch zur Resolution, daß so viel auch selbige darinn von ihrer unpartheyschen Rechtspflege Aufhebens machen

darf, Allerhöchstdieselbe gleichwohl wegen derer so häuffig gegen diese Regierung eingehenden Beschwerden, sich des Argwohns der Partheylichkeit und daß selbige nicht gerade durchgehe, nicht entwehren können. Potsdam, den 13ten September 1770.

Friedrich.

An
die Glogauische Ober-Amts-Regierung.

Mau kann leicht denken, daß dieser königliche Vorwurf der oftgedachten Ober-Amts-Regierung schmerzen mußte, und sie äußerte solches gegen den König in einer anderweiten Vorstellung, mit der Bitte, ihr Betragen und ihre Veranstaltungen in erwehnter sowohl, als andern Angelegenheiten, auf das genaueste, zu ihrer erwünschten Rechtfertigung untersuchen zu lassen. Der König erwiederte darauf:

Seine Königl. Majestät in Preußen 2c. Unser allergnädigster Herr, haben Dero,

Glogauische Ober-Amts-Regierung anderweiten Rechtfertigungs-Bericht ihrer unpartheyischen Rechts-Pflege wegen erhalten, und werden, da Allerhöchstdieselben das Gegentheil zu argwohnen alle Ursach haben, gedachte Ober-Amts-Regierung, wie selbige versichert seyn kann, zu seiner Zeit recherchiren zu lassen, ohnvergessen seyn. Potsdam, den 27ten September 1770.

Friedrich.

An
die Glogauische Ober-Amts-Regierung.

So geneigt nun auch der Monarch war, sich des gemeinen Mannes, bey Klagen über widrige Rechtspflege in seinen Staaten anzunehmen; so wenig that er solches, wenn Vasallen darum baten, und entschied sehr selten Fälle, wo er nicht ganz deutlich und genau einsahe, daß ihnen zu nahe getreten würde.

Der General von Rosen bat im Jahre 1770 um königliche Vermittelung, in einer Erbschaftsangelegenheit, und erhielt zur Resolution:

Mein lieber General-Major Freyherr von Rosen, so gerne Ich Euch sonst in Eurem Gesuch vom 28ten Junii geholfen wissen möchte, so wenig kann ich darauf, als in einer Justitz-Sache, nach meinen unveränderlichen Grundsätzen, unmittelbar etwas verfügen. Ich habe daher solches der Beurtheilung und rechtlichen Verfügung Meines Justitz-Departements zu Berlin übergeben, bey welchem Ihr Euch deshalb weiter melden könnet. Ich bin Euer wohl affectionirter König

Friedrich

Potsdam,
den 2ten July 1770.

An
den General-Major von Rosen.

Es ist aus der Geschichte vergangener Zeiten hinlänglich bekannt, wie sehr sich Könige und Fürsten damit brüsteten, und darüber viel Aufsehen machten, wenn sie fremde und seltene Gesandtschaften erhielten. Friedrich der Einzige, der alles mit philosophischer Gleichgültigkeit aufnahm, und die Dinge, wie sie wirklich waren, und nicht nach dem Aeußerlichen betrachtete, nahm sich bey solchen Gelegenheiten anders. Er sahe dergleichen Vorfälle als Ereignisse an, die sich in den Geschäften seiner wichtigen Regierungsverwaltung nebenher zutrugen, ohne sich dadurch aus seinem festen Gange bringen zu lassen.

1763. war ganz Berlin in Bewegung, als der türkische Botschafter, Agmet Effendi, seine Audienz beym Könige erhalten sollte. Auf dem Schlosse waren in den zur Audienz bestimmten Zimmern Prinzen, Minister und

der

der Hof versammlet. Alle Straßen Berlins, durch welche der Aufzug des Gesandten gehen solte, waren voller Zuschauer. Friedrich nur allein saß indessen an seinem Schreibtische in voller Arbeit, ohne sich durch alle das Geräusch, welches man um ihn her machte, stöhren zu lassen. Der Gesandte näherte sich, der König blieb immer beschäftiget. Endlich ward man genöthigt, ihm zu sagen, daß er da sey. Es ist gut, sagte der König, daß ihr mich daran erinnert, stand sodann auf, steckte seinen Degen an, und begab sich so zur Audienz, als er es sonst täglich zu thun pflegte, wenn er seine Wachtparaden besahe.

An dem Tage, da der Großfürst seinen Einzug in Berlin halten sollte, bestieg der König Vormittags um zehn Uhr sein Pferd, und begab sich durch die breite Straße über

den Mühlendamm, und durch die Strahlauer Straße, nach dem neuen Kadettenhause, mit dessen Bau man um diese Zeit eben beschäftiget war. Das Wetter war schön, und dazu Sonntag. Der König ritte sehr langsam; daher kam es, daß er mit einem Haufen von müßigen Handwerkern, Jungen und andern Gesindel umgeben ward, die nicht müde wurden ihn anzugaffen und zu begleiten. Als er sich nun hierauf nach dem Königsthore begeben wolte, die Straße aber, welche dahin führet, zu enge war, so stopfte sich deshalb die Passage, da sich die Menge von zusammengelauffenen Menschen dicht um den König zusammendrängte, und des Königs Pferd that, als es unvermuthet an einen Rennstein kam, einen solchen Fehltritt, daß der Monarch beynahe auf dem Sattelknopf zu sitzen kam, und in Gefahr gerieth überzustürzen. Er richtete sich aber sogleich wieder in die Höhe, und sagte mit zorniger Stim-

me: will das Grob aus dem Wege! — gesprochen, und mit einemmale vor ihm eine Straße durch den Menschenhaufen gezogen zu sehen, als ob es durch einen Blitzstrahl geschehen wäre, war eins; und nun ritte der König ruhig immer weiter.

So etwas muß man gesehen haben; zu beschreiben ist es schwer.

Bereits als Kronprinz hatte der König in seiner Kapelle zu Rheinsberg einen Violinisten, Namens Ehms, den er wohl leiden konnte, und mit ihm öfters zu scherzen die Gnade hatte. Die angenehme Gegend von Rheinsberg gab Ehms, der die Natur sehr liebte, oft Gelegenheit, sie aus den ersten ihrer Quellen zu geniessen. Er besuchte die Wälder, vergnügte sich mit Schießen, oder er ergözte sich mit Spatziergängen, und badete sich auch vielmals in dem Rhin.

Der König, der ihm bey solchen Gelegenheiten oft begegnete, pflegte sich alsdenn mit ihm über dies und jenes zu unterhalten, und Fragen an ihn zu thun, die Ehms jederzeit mit einer ehrlichen Freymüthigkeit beantwortete, die dem Könige gefiel.

Eines Tages badete sich Ehms im Rhin, und bemerkte im Wasser, daß der König von Ferne geritten kam. Da er sich nun vor ihm in dieser Lage nicht sehen lassen wolte, holte er schnell seine Perücke vom Ufer, bedeckte damit verkehrt das Gesicht, und tauchte sich so tief unter das Wasser, daß nur allein die Perücke über demselben sichtbar war. Der König hatte aber schon von weitem mit seinen scharfen Augen Ehms und alles, was er vornahm, gesehen. Er ritte vor ihm vorbey, ohne sich merken zu lassen, daß er ihn gewahr geworden wäre.

Auf den Abend war Konzert. Ehms war auch zugegen. Da die Musik geendigt war, ging der König auf Ehms zu, und sagte: höre er doch Ehms; ich habe heute ein Thier auf meinem Spatzierritte gesehen, das ich nicht kenne; sage er mir doch, was für eines es ist; und zugleich gab er ihm ein Papier, worauf er mit Bleystift eine umgekehrte Perüke, die aus dem Wasser hervorragte, an deren beyden Seiten zwey Eselohren angebracht waren, gezeichnet hatte, mit der Ueberschrift: Ehmius in undis. — Ehms wußte nicht, was er dazu sagen solte, und zuckte statt der Antwort mit den Achseln. — Nun, nun, sagte der König, gebe er sich keine Mühe, — so sahe das Thier aus; kann er seinen Namen nicht finden, so habe ich einen drüber gesezt, der mag vor der Hand gelten,

Einst ritte der König ganz allein, und bloß in Begleitung eines Reitknechtes, ohnweit Küstrin spatzieren. Er begegnete einem Schäfer, der seine Heerde vor sich her trieb. Vater, sagte der König zu ihm, ihr wißt wohl hier in dieser Gegend gut Bescheid? — o, ja Herr, erwiederte der Schäfer; ick wet wo jeder Hase sinen Loop hat. — Giebt es denn hier brav viel Hasen? — fuhr der König fort. O ja! antwortete der Hirte, der den König nicht kannte, und etwa für einen verabschiedeten Offizier ansahe; so lange et Edellüde geft, werd et ock wol Hasen gewen. Ihr habt Recht Vater, sagte der König lächelnd, — aber ich versichere euch, daß ich kein Edelmann bin.

Bey der Specialrevue, welche der König über ein Regiment hielt, wurden ihm die Rekruten desselben vorgestellet, worunter sich ein

Einländer befand, der sich nach des Kompagniechefs Vorschrift, für einen Ausländer ausgeben solte. Der König fragte diesen Menschen: wo bist du her? — aus dem Reiche, antwortete der Rekrut. Aus welcher Stadt, fragte der König weiter, — aus Stargard in Pommern. — Der König schüttelte den Kopf, lachte, und sagte: nun, nun, so habe ich doch auch ein Reich.

Der König nahm einst, während der Revue in Schlesien, sein Quartier auf dem Gute des Präsidenten von S—z. Da der Kamin in dem Zimmer, welches der Monarch bezogen hatte, keinen gut angelegten Rauchfang hatte, so schlug der Rauch stark in das Zimmer, und nöthigte den Monarchen auf den Flur zu gehen, und seine Leute zu rufen. Als diese kamen, sagte er: der Teufel kann es hier aushalten, man wird ja wie ein Fuchs aus-

geschmaucht. Macht das Feuer aus. — Dies geschahe, und man mußte des Morgens auf silbernen Schüsseln glühende Kohlen herein- bringen, damit nur einige Wärme in das Zimmer kam. Demohnerachtet war der Monarch gegen seinen Wirth, als er am andern Morgen mit ihm sprach, sehr gnädig, und sagte zu ihm, als derselbe fragte, wie der König sich bey ihm befunden habe? — Mein lieber S. * * sein Hauß ist recht gut, aber sein Kamin taugt nicht.

Bey eben einer solchen Gelegenheit nahm der König sein Quartier in einem adelichen Dorfe. Der Besitzer desselben stellte sich vor und zeigte dem Könige das Hauß, worinnen er logiren solte; sagte ihm aber dabey, es sey nicht im besten Zustande, und er fürchte, daß wenn die Offizier von der Suite, im oberen Theile desselben, Tafel halten wolten, das

Gebäude diese Last nicht wohl tragen würde. Ey! sagte der König, hat das Hauß im Kriege gehalten, wird es auch in Friedenszeiten aushalten. Ich kenne es noch recht gut aus der Kampagne. Höre er doch, — das Gebäude dort hat sonst nicht da gestanden; und damit zeigte der König auf ein Hauß in der Nähe. Nein, erwiederte der Edelmann: ich habe es erst nach dem siebenjährigen Kriege dahin gebauet. Der König, das vermuthe ich. — Ist nicht auch ein Garten hinter dem Hause? —

Der Edelmann. Ja, Ew. Majestät; und führte den König dahin.

Der König. Ja, ja, ganz recht. Dort unter jenem Baum stand mein Zelt, und hier habe ich die Russen durchgepeitscht. Solche besonders genaue Memorie äußerte der König bey unzähligen Gelegenheiten zur allgemeinen Bewunderung.

Ein andermal bezog er ein Dorf, welches dem Vicentinerkloster zu Breßlau gehörte. Der Prior des Klosters wandte alle Sorgfalt an, den König recht gut zu bewirthen, und dies gefiel dem Monarchen sehr. Zur Erkenntlichkeit machte er dem Kloster ein Geschenk mit einem silbernen Spülbecken, welches einige Tausend Thaler kostete, um damit eine Anspielung auf die gute Lebensart der Klosterbewohner zu machen. Das Kloster bewahret dieses Becken noch auf, und hat zum Andenken eine besondere Inscription darauf stechen lassen.

Bey großen Tinz, wo der König die letzte Revue in Schlesien hielt, fiel eine überaus schlechte Witterung ein, der sich der König ohne alle Schonung aussezte, welches auch die Miturſache seines darauf erfolgten Todes war. Der Regen hatte ihn dermassen durch-

genässet, daß ihm sogar die Stiefeln voll Wasser gelaufen waren. Dieser große Eifer zog ihm auch gleich nach seiner Rückkunft in großen Tinz, worinn er nur, da er dem Herzog von York das Schloß eingeräumet hatte, ein Bauerhauß bewohnte, ein Fieber zu. Dem allen ohnerachtet dachte er an sich selbst wenig, mehr aber an das Geschäft, welches er hier besorgte. Er fragte einen Offizier: was sagen die Engelländer zu meiner Kavallerie? Sie bewundern sie außerordentlich, und versichern, dergleichen nie gesehen zu haben, erwiederte der Offizier. Ja, ja, sagte der König darauf, mit Zufriedenheit, sie mögen weit und breit herum reiten, so werden sie solche Reuterey nicht zu sehen bekommen.

Dem Könige wurde erzählt, daß sich in seiner Armee ein Frauenzimmer dadurch berühmt

gemacht, daß sie im siebenjährigen Kriege, als gemeiner Dragoner, verschiedene Jahre lang gedienet, und sich brav bewiesen habe, und glaubte, der König würde sich dadurch bewegen lassen, sie besonders zu belohnen. Er antwortete aber: das ist widernatürlich, ich mag bey meiner Armee keine Weiber zu Soldaten haben; denn wenn auch im Kriege einiger Vortheil daraus entstehen könnte, so würde der Nachtheil im Frieden desto größer seyn, weil die Weiber einen alten Appetit nach den Hosen haben, und daraus würden viel Verwirrungen entstehen. Ich betreibe gern meine Angelegenheiten mit Männern.

Als man auch dem Könige in einer Immediat-Vorstellung den Vorschlag that, die Fortsetzung der Pacht eines seiner Domainenämter, der Wittwe eines verstorbenen Amt-

mannes zu überlassen, schrieb der König am Rande:

Kein Weib, es muß ein Kerl seyn.

Dem Könige begegneten oftmals Vorfälle, wobey er irre geführt wurde, und anders handelte, als er es gethan haben würde, wenn er von der Wahrheit besser überzeugt gewesen wäre. Zum Beyspiel:

Der F. M. v. A. hatte, wie bekannt, ein Regiment in Pommern. Dieses Regiment war das schönste, das man, außer der Garde, bey der preußischen Armee sehen konnte. Besonders aber zeichneten sich die Grenadiere durch ihr trefliches Ansehen aus. Der F. M. hatte alle seine möglichste Bemühungen auf sein Regiment verwandt, um es immer schöner zu machen, und da er ganz besonders darauf sahe, daß sich die Bursche, auch den Gesichtern nach, welche kurz und gedrungen

seyn musten, einander ähnlich waren; so brachte er viele Tage im Jahre damit zu, um solche zusammenzubringen, und gegen einander zu passen, und dies ging so weit, daß man glaubte, das Regiment bestehe aus lauter Brüdern. Ganz Pommern muste aus seinen Garnisonen Leute hergeben, welche dem F. . . gefielen, und er gab für einen Kerl, der nach seinem Geschmack war, oft drey bis vier andere. Da der F. . . beym Könige in grossem Ansehen stand, so schlugen ihm die Regimentschefs selten Subjekte ab, die er für sein Regiment tauglich fand. Nur der General von Schwerin, damaliger Kommandeur des Bayreuthschen Dragonerregiments, ein Mann, den man zu dieser Zeit für den grösten Kavalleristen in der Armee hielt, hatte das Herz, dem F. . . als er zu seinem Regimente kam, und der Gewohnheit nach einige Dragoner verlangte, welche er nach seinem Geschmacke fand, solche

geradezu abzuschlagen. Dies verdroß den F. . . heftig; und er beschloß sich deshalb zu rächen, so bald sich nur Gelegenheit finden würde, und diese fand sich wenig Jahre vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges, als der König zur Revue nach Pommern kam.

Der König unterhielt sich sehr umständlich mit dem F. . . von der Beschaffenheit der pommerischen Regimenter, und fragte auch unter andern nach dem Bayreuthschen Dragonerregiment, welches bey ihm, wegen seiner so oft bewiesenen Bravour, besonders bey Hohenfriedberg, in Achtung stand. Es ist nicht mehr das alte brave Regiment, erwiederte der F. . . nicht mehr was es sonst war. Warum nicht? fragte der König mit Erstaunen. — Schwerin, antwortete der F. . . ruinirt die Menschen und Pferde durch seine übertriebene Manoeuvres. Ew. Majestät werden sehen, fuhr er fort, wie sehr sich das Regiment verändert und

verderbt hat. Der König, der auf die Erhaltung seiner Armee eifersüchtig war, war über diese Nachricht nicht wenig unzufrieden. Als er das Regiment darauf besahe, fand er außerordentlich viel daran auszusetzen und schmählte in einen fort. Schwerin hörte ein Zeitlang stillschweigend zu, da der König aber sagte: Pfui Schwerin, wie sieht das Regiment aus, wie sehen die Pferde aus; das sind ja lauter Schindmähren; so merkte Schwerin nun wohl, woher dies alles kam. Da er aber von dem Gegentheile dessen, was der König dem Regimente aufbürden wolte, überzeugt war, antwortete er ganz kaltblütig: Ew. Majestät! die Pferde sind gut, die Leute sind gut, und das Regiment ist noch immer eben dasselbe, was es vorher war; allein der Kommandeur taugt nichts — damit steckte er den Degen ein, und bat um seinen Abschied, welchen ihm der König, nach einigen wiederholten Gesuchen, endlich gab.

Als hierauf der siebenjährige Krieg ausbrach, wolte der König, der nun einsahe, daß Schwerinen zu viel geschehen war, ihn wieder im Dienst haben; allein Schwerins Forderungen waren dem Könige zu hoch. Denn er verlangte die rückständige Gage, welche ihm zugefallen wäre, wenn er seinen Posten behalten hätte, und die Nachholung des ihm vorübergegangenen Avancemens, welches indessen sehr ansehnlich gewesen war. Dies konnte und wollte ihm der König nicht bewilligen, und also blieb diese Sache wie sie war, und die Armee verlohr einen großen General. Man versichert, daß der Monarch Schwerins Verlust oft bedauert, und gesagt habe: ich wünschte sehr, daß Schwerin weniger eigensinnig wäre als er ist; es war ein braver Mann.

Im Jahre 1782. hatten sich verschiedene preußische Unterthanen auf holländische Schiffe zum Seedienst engagiren lassen, um mit solchen nach Ostindien zu gehen. Der König verlangte deren Zurückgabe, und der königliche Consul zu Amsterdam, Herr Chomel, hatte 16 bis 18 dergleichen Personen wieder zu befreyen sich bemühet. Eilf solcher Leute schickte er dem General Salenmon nach Wesel zu; da er aber bey diesem Geschäfte einige hundert Thaler für den Unterhalt der Ausgelößten aus seiner Tasche gegeben hatte, so erbat er sich deren Ersatz. Das preußische Ministerium auswärtiger Angelegenheiten fand diese Forderung sehr billig, und trug deshalb bey dem Könige in einer besonderen Vorstellung dahin an, daß er Chomel'n diese Summe wieder bezahlen möchte. Der König schrieb am Rande dieser Vorstellung:

Vous me coupéz la gorge Messieurs dans un tems que-je n'ai pas le sol, il

faut que le Grand Directaire paye cette somme

Fréderic.

Meine Herren, sie setzen mir das Messer an die Kehle, zu einer Zeit, da ich keinen Pfennig habe. Das Generaldirektorium muß diese Summe bezahlen

Friedrich.

Es ist gewiß sehr sonderbar, einen König, der zu seiner Zeit für den reichsten in Europa, mit Recht gehalten wurde, also sprechen zu hören.

Der König hatte zu einer Zeit zwey Offiziere von einer Familie. Der eine war ein brauchbarer Mann, der andere aber das Gegentheil. Der erstere forderte seinen Abschied aus angeführten Gründen, und der König, welcher in der Meinung war, es wäre der letztere, sagte: o ja, ja, den kann er in

Gottes Namen kriegen, und soll ihn haben. Als er aber erfuhr, daß sich die Sache nicht also verhielte, änderte er seinen Ausspruch, und befahl, daß der erste Offizier platterdings im Dienste bleiben, der zweyte aber ohne alle Umstände den Abschied haben solte, der im geringsten nicht daran gedacht hatte. Man kann sich leicht die Verwirrung vorstellen, die dieser Ausspruch bewirken muste.

Der ansehnliche Defekt eines königlichen Rendanten ward dem Monarchen angezeigt, und ihm zugleich überlassen, welche Strafe er für denselben bestimmen wolte. Der König schrieb am Rande der deshalb an ihn gerichteten Vorstellung:

Mein Vater würde den Schurken haben hängen lassen; er verdienet aber den Strick nicht einmal, auf die Vestung mit ihm.

Der König war sehr unzufrieden darüber, daß der amerikanische Krieg so viel Menschen aus Deutschland zog, und äusserte solches im Jahre 1779, da man ihm einen Freypaß für einige hundert Mann anspachscher Truppen, welche durch des Königs Staaten nach Engelland gehen wolten, zur Vollziehung vorlegte. Er schrieb dabey:

Il faut lui dire que pour à present je lui accorde ce passage pour la derniere fois parce qu'il de peuple l'Allemagne par tout le monde qu'ils en tirent

Fréderic.

Man muß ihm sagen, daß ich ihm diesmal den Durchzug zum lezten male bewillige, weil er Deutschland durch die Menge Menschen, welche er dahin ziehet, entvölkert

Friedrich.

Der König schäzte die zahlreiche pommersche Familie von Kleist, welche er irrig Klöst nannte, weil sie ihm viel tüchtige Generale und brauchbare Offiziere zu seiner Armee gegeben hat. Er scherzte deshalb einst mit dem Generallieutenant von Kleist, welcher in Brandenburg ein Regiment hatte, über der Tafel, und fragte ihn unter andern: Klöst, er kann wohl seine Vettern in Pommern nicht gut zählen? Kleist erwiederte: jezt wohl, Ew. Majestät, aber vor dem siebenjährigen Kriege wurde mir es schwer. Ja, ja, fuhr der König mit einem Gelächter fort, ich durfte mich damals in Pommern hinter keinen Busch setzen, so sprangen gleich ein halbes Duzend Klöste hervor, und eben so viel fand ich bey jedem Regimente.

Der Bildhauer Hoppenhaupt, der jüngere, überreichte dem Könige eine Zeichnung zur

Verzierung eines für ihn bestimmten Zimmers, im neuen Schlosse bey Sanssouci. Die Ideen waren sehr galant gewählt, und allenthalben Kupidons, und auf die Liebe sich beziehende Sachen angebracht. Als solche Zeichnung der König sahe, sagte er mit Kopfschütteln zu dem Künstler: schäme er sich, daß er mir so was bringt; — das würde für eine H... sehr schön seyn, aber ich bin ein alter Mann, und die Leute würden denken, daß ich noch Lust zur Ausschweifung hätte; — bringe er mir nur etwas anders.

1761 meldete sich beym Könige ein in französischen Diensten gestandener Obrister, Namens Labadie, und erbot sich ein Freybataillon zu errichten, und zwar solte solches aus französischen Gefangenen und Deserteurs bestehen. Der König lachte über diesen Antrag, und sagte: ich werde mich wieder an=

führen lassen, denn die Franzosen haben mich schon oft betrogen; — inzwischen billigte er doch die Zusammenbringung des Battaillons, welches in Minden geschahe. Kaum war es aber vollzählig, und rückte ins Feld, als es mit einemmale auseinander lief, ohne etwas nützliches gethan zu haben. Als der König davon Bericht erhielt, sagte er: das wußte ich wohl, daß es so gehen würde; nun es ist recht gut, daß sich das Gesindel wieder loß bin.

Der Obriste erhielt sogleich seinen Abschied.

Der Geheime Finanzrath de Launay, legte im Jahre 1773, zur gewöhnlichen Zeit, bey dem Könige Rechenschaft von der Geschäftverwaltung der Regie ab, und da ein großer Ueberschuß vorhanden war, so verlangte er davon verschiedene Ausgaben nach seiner Willkühr zu machen. Der König aber war

dazu gar nicht geneigt, und schlug es geradezu ab. De Launay äußerte dagegen einige Empfindlichkeit, und vertheidigte seine Forderung mit verschiedenen Gründen, führte auch unter andern an, daß die Regie und ihre Veranstaltungen doch eigentlich die Ursachen wären, daß die königlichen Einkünfte sich so ansehnlich vermehret hätten, und deshalb sey es auch billig, daß sie über die Ausgaben derselben auch etwas sagen könne. Der König antwortete: Nein, das ist nichts. — Woher kömmt es denn, daß die französischen Finanzen so ansehnliche Einkünfte für den König jährlich auswerfen, und daß der Staat von Frankreich dennoch arm ist? — daher, antwortete er selbst, weil ihr Franzosen das Einnehmen sehr gut, das Wirthschaften mit dem Gelde aber desto weniger verstehet. Sorge er nur mein lieber de Launay für meine Kasse, und überlasse er mir die Ausgaben selbst.

Der König konnte das stammlen nicht wohl leiden, er äußerte solches gegen den ehemaligen Hofjouwelier Baudesson dem Vater, welcher diesen Fehler hatte, und sagte zu ihm, da er mit ihm bey der ersten Bekanntschaft sprach: er stammlet Baudesson; das kann ich nicht gut vertragen.

Baudesson. Das ist wahr, Ew. Majestät, aber wenn ich singe: stosse ich mit der Zunge nie an.

Der König. Singen, — ich dächte er könnte gar nicht singen? —

Baudesson. O ja, Ew. Majestät, und das gehet recht gut.

Der König. Nun, so singe er doch einmal; — was will er denn singen? — ich will ihm hier ein Buch geben, daraus kann er sich einen Text wählen. —

Baudesson. Das ist nicht nöthig, Ew. Majestät, ich weiß etwas; — darauf sang Baudisson einen Vers aus einem ihm

etwas bekannten Psalmen, mit deutlicher Stimme her, welches dem Könige zu gefallen schien.

Der König. Das ist wahr, nein, nun stammlet er nicht. Höre er nur Baudesson, wenn er mir künftig etwas sagen will, so muß er schon singen, ich kann ihm nicht helfen.

Baudesson sang zwar nicht, wenn er in der Folge mit dem König sprach, dieser aber bildete es sich ein, daß es geschehe, weil sich jener alle Mühe gab deutlich zu reden, und so ward er mit dem Monarchen sehr gut fertig, der sich von dieser Zeit an gegen ihn sehr gnädig bewieß.

Der König war ausserordentlich geschickt ein Geheimniß, selbst gegen Personen, welche glaubten ein Recht zu haben, solches von ihn erfahren zu müssen, wenn sie ihn deshalb bittlich anlagen, zu bewahren.

Der Generalfeldmarschall von Kalkstein, der wie bekannt Gouverneur des Königs, als Kronprinz gewesen war, genoß von ihm viel Gnade und Achtung, hatte aber demohnerachtet nicht das mindeste Vorrecht vor andern Personen, die sich um den jungen Monarchen befanden, dessen Entwürfe eher zu erfahren, bis sie ausgeführt waren.

Als der König 1740 schon verschiedene Anstalten zum Kriege machte, indeß er mit dem kaiserlichen Hofe, wegen seiner Forderungen auf Schlesien und deren Gültigmachung fleißig traktiren ließ, war jedermann aufmerksam darauf was geschehen sollte. Niemand konnte begreifen, welchen Endzweck alles was man täglich vornehmen sahe, haben möchte. Die Hofleute sprachen über diesen Gegenstand eben so viel und häufig, als der Soldat und Bürger. Kalkstein wunderte sich, daß der Kö-

nig gegen ihn, als gegen andere, ein tiefes Stillschweigen beobachtete, ohne ihm Etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen. Nicht länger konnte er sich entbrechen, Denselben zu fragen: Ew. Majestät, ich vermuthe, es wird Krieg geben. Der König antwortete ihm ganz entschlossen: es kann seyn, es kann auch nicht seyn. Die Deichsel scheint nach Schlesien gerichtet zu seyn, fuhr Kalkstein fort. Kaum hat er dies gesagt, so nahm der König den General geheimnißvoll bey der Hand, und sagte: kann er schweigen, Kalkstein? — Kalkstein, der nun sicher glaubte, den Augenblick erlebt zu haben, in welchem er alles erfahren würde, was er so sehnlich zu wissen wünschte, erwiederte: o ja, Ew. Majestät, — nun sagte der König, indem er seine Hand so schnell fahren ließ, als er sie ergriffen hatte, ich auch — und damit verließ er ihn.

Wenn der König, wie bekannt, alle Religionen in seinen Staaten gern duldete, Jedem glauben ließ, was er wolte, wenn er nur ehrlich und dem Staate nicht schädlich war, so ist folgendes Kabinetschreiben an den schlesischen Etatsminister Grafen von Münchow um so merckwürdiger, da es seine Gesinnungen wegen der mährischen Brüder entdeckt, von denen er keine gute Erfahrungen gemacht haben muß.

Mein lieber Geheimer Etats-Minister Graf von Münchow. Ich habe zwar aus Euren Bericht vom 18ten dieses ersehen, was Ihr bey Gelegenheit der von der Lutherischen Gemeine zu Roesenitz wieder die Mährischen Brüder daselbst geführte Beschwerden umständlich melden wollen; Ich kann Euch aber darauf in Antwort nicht verhalten, wie Ich gar nicht gerne sehe, daß diese Art von Leuten, sich in Meinen Landen weiter ausbreiten und die Freyheit haben, öffentliche Versammlung

zu halten, oder neue sogenannte Bethäuser anzurichten, maßen die tägliche Erfahrung fast überall zeiget, daß nicht nur die dieser Secte zugethane Leute, von dem Proselytenmachen sich fast ohnmöglich enthalten können, und daß durch deren Ausbreitung sowohl privat Familien, als das gemeine Wesen, in allerhand Unordnung geräth, zu geschweigen, daß wenn auch die in Meinen Landen wohnende zu Anfange einige Summen Geldes von ihren auswärtigen Glaubens-Brüdern hereinziehen, sie solches doch hiernächst einmahl durch Collectirung vor andere auswärtige Glaubens-Brüder, theuer genug werden erstatten müssen, so daß Ich gestehen muß, wie Ich fast regretire diese Leute jemahlen in Meine Lande aufgenommen zu haben. Ich bin Euer wohl affectionirter König

Friedrich.

Berlin,
den 23ten Januar 1749.

An den Etats-Ministre Grafen von Münchow.

Wenn der Herr Büsching in seinen Nachrichten von dem Könige gewiß alle Sorgfalt angewendet hat, denselben und seinen Charakter zu schildern, besser, als es andere vor ihm gethan haben, so ist es doch nicht möglich gewesen, daß er alle Data zu diesem großen Endzwecke, wie er selbst gestehet, hat erhalten können, und um so mehr ist es ihm zu verzeihen, wenn ihm ein oder der andere Umstand entgangen ist, welcher, wenn er ihn gewust, vielleicht Veranlassung gegeben hätte, über Verschiedenes anders zu urtheilen, als es von ihm geschehen, oder manches zu ergänzen, was mangelhaft geblieben ist. Wenn er einigermaßen behauptet und ziemlich wahrscheinlich machet, der König habe wenig oder keine Religion gehabt, so glaube ich, daß es noch unbekannte Beyspiele giebt, die, wenn sie von glaubwürdigen Personen mitgetheilet würden, das Gegentheil beweisen könnten; wie ich hier zum Beyspiele eine Begebenheit

anführen werde, welche, ich, der Sammler dieser Anekdoten, aus dem Munde eines alten und ehrwürdigen Generals gehört habe, der den König genau kannte, der viel zu klug, viel zu rechtschaffen, und der Ewigkeit so nahe ist, als daß er eine Unwahrheit, von einem so ernsthaften Gegenstande, als die Religion eines von ihm so geschätzten Monarchen betrift, erzählen solte. Seinen Namen hieherzusetzen ist mir nicht erlaubt, ich behalte mir solches in der Zukunft vor. Er heißt nun so oder anders, so wird dies der Sache wenig Gewicht geben; kurz er erzählte:

Daß, als der König 1759 in dem Dorfe Reich-Heinersdorf zu Braunau gehörig, das Quartier in einem kleinen Stübgen, neben dem Kretscham (Wirthshauß) genommen, welches gerade nach der Gegend zu lag, wo nothwendig der Angrif der Feinde, die ihn umgaben, geschehen muste, wenn einer gesche-

schehen solte, und dies gerade zu der Zeit war, wo es schien, daß alles Unglück sich über den Monarchen zusammengezogen hatte, wo sich allenthalben um ihn herum Feinde sehen liessen, wo so viel Mächte aufstanden, seinen Untergang aus allen Kräften zu befördern, wo er in die Acht erklärt, und vor aller Welt klein und verachtet gemacht worden war, wo es endlich gar nicht möglich zu sein schien, daß er unter einer so großen Last, die ihn zu erdrücken schien, sich herauswälzen und erhalten würde, er, wenn des Nachts Lärm entstand, oder Schüsse auf den Vorposten geschahen, sogleich aus dem Bette sprang, ans Fenster gieng, und zusahe, was geschahe. Der Wirth des Kretschams, ein böhmischer Katholik, aber ein gescheuter und verständiger Mann, neugierig zu erfahren, was der König mache, und was er thun würde, hatte, da er über ihm schlief, und wohnte, ein kleines Loch durch die Decke über des Königs

Stübgen gemacht, durch welches er alles bemerken konnte, was der König that, versäumte niemals, wenn er hörte, daß derselbe aus dem Bette aufstand, zuzusehen, was er mache, und er sahe oft, daß der Monarch in seiner Stube umherging, die Hände ineinanderschlug, und mit Wehmuth betend ausrief: mein Gott! mein Gott! was hast du über mich beschlossen, oder, mein Gott! willst du mich verlassen? und was er mehr für Anrufungen zu dem Schöpfer schickte, die gewiß verriethen, daß er an Religion glaube, und Religion habe, ob er gleich solche nicht öffentlich durch Ceremonien bestätigte, und auch nach seiner Gewohnheit, niemals sich zu widersprechen, oder Schwäche und Sinnesänderung blicken zu lassen, Dinge widersprach, von deren Gegentheil er gewiß weit besser überzeugt war.

Als der König dies Quartier verließ, bezog solches der vorerwähnte General, welcher

damals Hauptmann war, mit seiner Kompagnie. Er sprach mit dem Wirthe, und da er besonders sich nach dem Könige erkundigte, erzählte ihm der erstere was er gesehen habe, mit dem Beyfügen: Man hat mir vielfältig gesagt, der König von Preussen habe keine Religion; aber ich habe gesehen, daß er eine habe, und zwar eine bessere, als die ist, welche unsere Pfaffen lehren.

Der verstorbene Generallieutenant von Buddenbroock war, wie bekannt, ein eifriger Christ, und konnte um so weniger vertragen, wenn über Religion gespottet, und solche leicht behandelt wurde. Da er nun oft in der Gesellschaft des Königs war, so fügte es sich eines Tages, daß über der Tafel viel Spöttereyen über das Christenthum gesagt wurden. Buddenbroock schwieg lange Zeit dazu, endlich, da man auch versuchte, von ihm et=

was in diesem Tone zu hören, ward er ungeduldig, und sagte dem Könige dreist: wenn Ew. Majestät mir künftig erlauben wollen, bey Ihnen zu speisen, so muß ich gehorsamst bitten, mich mit solchen Dingen verschonen zu lassen, denen ich nicht beypflichten kann, und sie mit Unmuth hören muß. Mit einemmale wurde der König ernsthaft, und verbot den Spöttern, über religiöse Sachen weiter etwas zu sagen, mit dem Ausdrucke: wenn das Buddenbroock nicht hören kann, muß man lieber von andern Dingen reden.

Eben so wird man kein Beyspiel anführen können, daß der König an seine religiöse Generale, unter denen der Generalfeldmarschall Graf von Schwerin gewiß derjenige war, der keine Gelegenheit versäumte, die Ehre des Christenthums theils durch sein Betragen, theils durch sein öffentliches Bekenntniß desselben zu erheben,

getadelt zu haben, daß sie Religion besaßen. Hingegen weiß man auch, daß der König, wenn er gleich keine Betchristen unter seinen Offizieren leiden konnte, er doch die gottesdienstlichen Handlungen bey seiner Armee in Ehren hielt, und in Ausübung zu erhalten suchte.

Einst marschirte der König, im siebenjährigen Kriege, mit seiner Armee des Morgens, als die gemeinen Soldaten ein Morgenlied anstimmten. Er mochte wohl nicht aufgelegt seyn, denn er sagte: wollen die Kerl's die Mäuler halten, und das Grölen bleiben lassen. Ziethen, der neben ihm ritte, sagte zu ihm: Ey! Ew. Majestät, das müssen Sie den Burschen nicht wehren, denn das bisgen Religion ist noch das Einzige, was Vielen von ihnen, noch bey alle den Mühseligkeiten, welche sie ausstehen müssen, bey Muth erhält. Nun so singt weiter, rief der König den

Burschen zu, singt nur — und man fing wieder an zu singen, welches nachher von ihm nie verboten wurde, es müste denn aus Nothwendigkeit geschehen seyn.

Der König glaubte freylich nicht, was man haben wolte, das er glauben sollte. Er glaubte auch nicht, was ein müssiger Kopf erfand *. Er glaubte aber alles, was die christliche Religion befiehlt, und schäzte jeden rechtschaffenen Mann, der mehr als Christ handelte, als davon posaunte, daß er Christ sey.

* Folgende Piece erschien im Jahr 1758, da die Feinde Friedrichs, im Reiche, überall aussprengten, er sey ein Ketzer, der weder an Gott, weder an Himmel noch Hölle, vielweniger an die heilige Mutter und an Pfaffereyen glaube. Dies bewog Jemand des Königs Ehre zu retten, und dies vortrefliche Glaubensbekenntniß ausgehen zu lassen. Um es den Anstrich der Wahrheit und Zuverlässigkeit zu geben, machte

Fest und unerschütterlich war Friedrich in seinen Meinungen, so wie in seinen Handlungen. Was er einmal gesagt hatte, pflegte er nicht gern zu widerrufen; daher blieb's dabey, was er schon in dem berühmten Briefe an Keith, der in der Sammlung seiner Schriften befindlich, und überaus mächtig verschrien ist, wider die Unsterblichkeit der Seele laut, vielleicht zu rasch, geäußert hatte. Aber er schäzte demohnerachtet Männer, die in diesem Punkte nicht seiner Meinung waren, einen Wolf und Mendelssohn. Nie konnte er leiden, wenn Menschen am Ende ihrer Laufbahn sich anders besonnen, anders

er den Leuten weiß, der König habe dies saubere Bekänntniß den protestantischen Ministern zu Regenspurg überreichen lassen, und dieser plumpe Kunstgrif, der doch bald entdeckt werden konnte, wirkte damals ausserordentlich. Es wurde überall im Manuscript herumgetragen, begierig gelesen und von vielen Leuten für authentisch gehalten. Ob der König jemals davon etwas erfahren habe, ist unbekannt.

redeten als vorher, und sich erbärmlich prostituirten, wenn sie die Welt verlassen sollten.

Unnütz ist daher der Streit darüber, was Friedrich geglaubt und nicht geglaubt habe. Mag es doch immer Personen geben, die sich rühmen, ins Innerste seines Herzens Blicke gethan zu haben; so ist doch die Wahrheit davon noch immer zu bezweifeln, und es stehet zu besorgen, noch eine Menge Raisonnements lesen und hören zu müssen, die in der Hauptsache nichts entscheiden. Er selbst ist nun gewiß hinlänglich von Allem überzeugt, was er glaubte und nicht glaubte.

Glaubensbekenntniß Friedrichs des Zweyten, Königs in Preussen, und Churfürsten zu Brandenburg,

welches

Er allen protestantischen Ministern zu Regenspurg insinuiren lassen

1757.

1.

Ich glaube nicht, was der Pabst befiehlet, auch nicht in allen Stücken, was Lutherus, Beza und Calvinus schrieben.

Ich glaube aber an den dreyeinigen Gott, und setze sein heiliges Wort zu einem offenbaren Grunde meines Glaubens, und was damit nicht überein kommt, soll niemahlen von mir geglaubt werden, wenn es auch ein Engel vom Himmel geschrieben hätte.

2.

Ich glaube auch, daß durch Christi Blut

und Tod, durch seine Wunden und heiliges Verdienst, ich und alle fromme Christen können und müssen selig werden.

3.

Und weil in keinem anderen Namen das Heil und Seligkeit zu finden, als allein in dem seligmachenden Namen Jesu Christi; so möchte ich mich nicht einen Lutherischen oder Papistischen nennen, sondern ich bin und nenne mich einen Christen.

4.

Von der ewigen Gnaden-Wahl ist dieses mein einfältiger Glaube: daß der barmherzige Gott alle Menschen zur Seligkeit berufen; daß aber nicht alle Menschen selig werden, solches kömmt nicht aus Mangel des Berufes, sondern aus Bosheit der Menschen, welche die angebotene Gnade Gottes gleichsam mit Füssen von sich stossen, deswegen sie auch, aus gerechtem Gerichte Gottes, in ih-

res Herzens Bosheit und Sünden verdammet werden.

5.

Von guten Werken halte ich, daß woselbst ein aufrichtiger und wahrer Glaube ist, da müssen auch gute Werke seyn: denn der Glaube und gute Werke können so wenig separiret werden, als das Licht von der Sonne und die Hitze vom Feuer. Daß man aber mit den guten Werken den Himmel sollte verdienen können, solches ist eine schlechte Meynung, angesehen wir aus einem guten und wahren Glauben aus Gnade allein selig werden. Was sollte uns das Verdienst Christi nutze seyn, wenn wir durch Verdienst guter Werke sollen selig werden.

6.

Von der Taufe und heiligen Abendmahl ist mein einfältiger Glaube dieser: Gleichwie ich bey der Taufe nicht allein mit blossem Wasser, sondern durch das wahre Blut von

meinem Heyland durch Christum von Sünden abgewaschen, und in den ewigen Gnadenbund der Gnade Gottes bey Gott Vater, Sohn und heiligen Geist auf- und angenommen worden: so werde ich auch in dem heiligen Abendmahl an der Gnadentafel Jesu Christi nicht mit Brod und Wein allein, sondern mit dem wahren Leibe und Blute Christi gespeiset, und durch dessen Kraft werde ich theilhaftig aller Wohlthaten, die der Herr Christus mit seinem heiligen Leiden und Sterben erworben, und folglich ein Erbe des ewigen Lebens.

7.

Und dieses ist mein Schluß, wer glaubt an Gott, und suchet durch Christi Blut und Tod seine Seligkeit, und darauf christlich lebet, der kann selig werden.

8.

Hiernächst lasse ich einem jeden die Freyheit seines Glaubens, und bezeuge hiermit vor

dem Angesichte Gottes, daß ich auf dieses einfältige Glaubensbekenntniß will leben und sterben, und daß ich nicht kalt, warm, oder laulicht bin, solches stelle ich dem Urtheil aller gewissenhaften Menschen anheim.

9.

Ich mache mich auch nicht theilhaftig des Verdienstes der Seelen, angesehen, ich aus Erfahrung habe, daß uns nur allein das Verdienst Christi selig machet.

10.

Daß ich mich nennen sollte Papistisch, Lutherisch, oder Calvinisch, trage ich billig Bedenken, doch weil man aus bloßer Gewohnheit und Opinion in der Welt, mit dem blossen Namen eines Christen nicht fortkommen kann, daß man sich zu einer Konfession von derselben halten und dafür bekennen muß, und daß man mit der rechten, reinen und unverfälschten Religion übereinkommt, so kann ich mich wohl per mundi errorem (oder

durch einen allgemeinen Irrthum) nennen lassen reformirt; ohngeachtet ich nicht sehe, worinn mein obbemeldtes Glaubensbekenntniß mit der reinen und unverfälschten Lehre Luthers streiten sollte; doch mag ich nicht den Namen eines Reformirten oder Calvinisten, sondern ich bleibe ein reformirter Christ, ist derjenige, welcher von allem Irrthume befreyet ist, bleibt und glaubt, gleichwie ich oben bezeuget habe, welcher die Lehre vom Calvin zur Glaubens-Regel machet.

11

Und weil Calvinus ein Mensch, und irren menschlich ist, so hat er auch irren können. Sonsten halte ich Luthern und Calvin und andere für auserkohrne Werkzeuge Gottes, welche mit Kraft des heiligen Geistes, aus der Finsterniß des Pabstthums gerücket sind, und den rechten Weg zum ewigen Leben gezeigt haben.

Weil sie aber beyde Menschen gewesen, so

hat sowohl der eine als der andere fehlen können; dieserwegen so glaube ich keiner Lehre mehr, als so weit und so lange sie mit dem Worte Gottes übereinstimmet.

Es wird, wie ich glaube, nicht unangenehm seyn, wenn ich hier aus dem Schreiben eines Offiziers, welcher 1783. bey der Taufe des jezt regierenden Königs Majestät, zu Potsdam gegenwärtig war, eine Nachricht mittheile, aus welcher bekannt wird, wie sich Friedrich der Zweyte dabey betragen hat.

Am Tage der Taufe, bat der Prinz von Preussen, durch den General Rohdig, bey der Parole, daß die Stabsoffiziere und Kapitains von der Garnison bey der Ceremonie zugegen seyn möchten. Wir versammleten uns also des Nachmittages um halb drey Uhr vor dem Palais des Prinzen, welcher zu Mittag bey dem Könige gespeist hatte, um 3 Uhr zurück

kam, und bey uns vor dem Palais stehen blieb. Um ein Viertel auf 4 Uhr kam der Minister Graf von Finkenstein und der Abt Bastiani, in einem Fiakre gefahren. Selbige stiegen vor der Thüre des Palais aus, und blieben auch stehen. Um ¾ auf 4 Uhr kam der König nebst dem Prinzen Friedrich von Braunschweig geritten, und vor ihnen liefen ein Duzend invalide Soldaten, Lahme und Gebrechliche, welche sie bis vor die Thüre des prinzlichen Palais begleiteten. Nachdem der König abgestiegen war, wurde er durch den Prinzen von Preussen, oben herauf geführt, bis vor das Zimmer der Prinzessin; wir alle folgten hinten drein. Vor der Thür gedachten Zimmers standen die Kinder des Prinzen, welche den König empfingen. Es stand hier auch ein Tisch mit einem silbernen Taufbecken, rechter Hand aber ein rothes Paradebette, auf welchem der Prinz lag; nebenbey

bey standen der Prediger, die Amme und ein paar Kammermädgen. Nachdem sich der König hier ohngefehr eine Minute aufgehalten hatte, ging er ins folgende Zimmer, in welchem die Prinzessin auf dem Bette saß. Neben ihr standen die Oberhofmeisterin, und zwey Hofdamen, nemlich das Fräulein von Pannewitz, damalige Braut des Obristen von Brünning, und das Fräulein von Arnstädt. Nachdem der König die hohe Sechswöchnerin in einem Zeitraum von 2 Minuten gratulirt hatte, kehrte er nach dem Taufzimmer zurück. Hier hatte das Fräulein von Pannewitz den Prinzen schon von dem Paradebette aufgenommen, und legte solchen dem Könige, sobald er an den Taufstisch trat, in die Arme. Links und rechts neben dem Könige stellten sich die Oberhofmeisterin, und das Fräulein von Pannewitz. Der Minister G. von Finkenstein laß hierauf von einem Zettel die Pathen ab, und darauf wurde der Prinz

getauft. Der Prediger bediente sich nur weniger Worte, unter denen der Wunsch, daß der Prinz zur Zierde des königlichen Hauses aufwachsen möge, die vornehmsten waren. Hierauf ging der König wieder nach dem Zimmer der Prinzessin, und empfahl sich. Beym Weggehen standen die kleinen Prinzen noch im Taufzimmer, und nachdem sie dem Könige die Hand geküßt hatten, sahe der zweyte Prinz seinen großen Onkel beweglich an. Der König sagte zu ihm: Was fehlt ihm? — sein Rock stehet ihm wohl nicht mehr an? nun so ziehe er nur einen Soldatenrock, wie sein Bruder, an. Der Prinz ward über diese Erlaubniß ausserordentlich vergnügt, bedankte sich, und der König ging durch den Prinzen von Preußen begleitet, wieder herunter, und sezte sich zu Pferde. Dies alles geschahe in 7 Minuten. Nachdem der König fort war, gingen wir in das Zimmer der Prinzessin, machten ihr unsere Verbeugung, und sie sag-

ke uns Etwas sehr gnädiges. Indessen war der Prinz auch zurückgekommen, und bat uns, da es warm sey, etwas Limonade zu nehmen. Dies dauerte auch einige Minuten, und so schloß sich diese Handlung, welche an anderen Höfen mit so vielem Pomp und einer Menge weitläuftiger Ceremonien begangen wird.

Im Jahre 1781. sezte der König, der eben wie sein Herr Vater glaubte, daß wenn Jemand vor ihm liefe, solcher kein gut Gewissen und etwas Böses im Sinne habe, einen Landprediger aus der Nähe von Potsdam, in große Angst.

Der König war des Morgens ausgeritten, und bemerkte in einiger Entfernung gedachten Geistlichen zu Pferde, und zwar in einem ziemlich flüchtigen, dem geistlichen Stande eben nicht angemessenen Aufzuge. Nach-

dem er ihn durch sein Fernglas betrachtet hatte, regte sich bey ihm die Begierde zu wissen, wer der Mann in abentheuerlichem Aufzuge wäre; sezte daher sein Pferd in Gallop, um denselben zu erreichen. Kaum hatte aber der Prediger den König auf sich zueilen gesehen, als er seinem Pferde auch die Sporen gab, und so stark ritte, als er nur konnte, um weg zu kommen. Der König hatte aber ein besser Pferd, und also war es denn auch am Ende nicht möglich, daß ihm der Flüchtling entkommen konnte. Als er ihn erreicht hatte, war er sehr hitzig geworden, und sagte im Zorne: wer seyd ihr? — Der Prediger ganz ausser sich, antwortete: Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich bin der Prediger aus dem Dorfe N . . . Daß ihn der Teufel hole, rief der König, will er mich belügen? herunter vom Pferde, ich will ihm lehren, wie ein Geistlicher reiten muß; — unter die Husaren will ich ihn stecken, da

gehört er hin, und das soll gleich geschehen. — Er hat ja einen Zopf; er ist mir ein schöner Pfaffe; mit ihm ist's nicht besser, als unter den Husaren. — Nun fieng der arme Priester an erbärmlich zu bitten, um Gnade zu flehen, und gerieth in die gröste Angst, weil er glaubte, der König würde Wort halten. Nachdem ihn dieser eine Zeitlang angehöret hatte, sagte er: diesmal will ich ihn so laufen lassen; aber, treffe ich ihn noch einmal in diesem Aufzuge, so soll er dran, — und damit verließ er ihn.

Bey dem Regiment Marggraf Karl war im zweyten schlesischen Feldzuge ein Flügelmann, Namens Wisotzki, welchen der König sehr wohl leiden konnte, und mit ihm oft, besonders auf dem Marsche, sprach.

Wie gehts Wisotzki, fragte ihn der Monarch nicht selten; Wisotzki antwortete, nach-

dem es ihm einfiel, was er sagen wollte, jederzeit aber naiv, welches der König gern hörte, und ihm dann und wann ein Geschenk an Gelde machte.

Den Tag vor einer Schlacht, die in gedachtem Feldzuge vorfiel, davon aber, daß sie vorgehen sollte, ausser dem Könige, Niemand etwas wuste, kam derselbe des Morgens zu dem Regimente, welches eben im Marsch begriffen war, und sagte zu Wisotzki: guten Morgen Wisotzki. *

Wisotzki. Guten Morgen Ew. Majestät.

Der König. Wie geht's dir Wisotzki?

Wisotzki. Recht gut; aber wir haben nichts zu thun.

Der König. Weist du wohl, wo wir hingehen?

Wisotzki. Hm! wer kann alles wissen.

* Ist gleich dies Gespräch nicht wörtlich so vorgefallen, als es hier niedergeschrieben ist, so ist doch der Inhalt desselben der Wahrheit gemäß.

Der König. Höre nur, — wir werden Morgen die Oesterreicher ausklopfen.

Wisotzki. Ha! Sie werden also tüchtig Prügel kriegen. — Ich will ihnen meinen Theil auch geben.

Der König. Nun Wisotzki! wenn alles gut abgegangen ist, komme zu mir, ich werde dir dann was geben.

Wisotzki. Top, Ew. Majestät! ich komme, halten Sie nur Wort.

Am folgenden Tage war Wisotzki eben der, welcher als das Treffen anging, das Unglück hatte, durch den ersten feindlichen Kanonenschuß beyde Beine zu verliehren, und starb auf dem Schlachtfelde. Als der König darauf, nach erfochtenem Siege, wieder zum Regiment kam, sahe er sich um, und fragte: wo ist Wisotzki? — Er ist nicht mehr, Ew. Majestät, antwortete man ihm; — er ist todt geschossen, und erzählte, was mit ihm vorgegangen war. Pfui Teufel! rief der

König aus, sie haben mir meinen besten Kerl getödtet, und ritte darauf ernsthaft fort.

Als der König 1751 im Julius eine Reise nach Westphalen machte, ward ohnweit Halberstadt ein Bauer von seinem Vorspanne ohnmächtig, und fiel vom Pferde. Der König schrie, sobald er solches sahe, aus dem Wagen: Halt! halt! — was fehlt dem Kerl? — geschwind gebt ihm was zu riechen, und damit zog er sein Flakon aus der Tasche, gab es hin, und befahl, es dem Bauer unter die Nase zu halten. Es währte nicht lange, so kam dieser wieder zu sich selbst, und sagte, als er sahe, daß der König selbst um ihn bekümmert war, und daß von ihm die Riechflasche, die er für ein Schnappsfläschgen ansahe, in der Betäubung: Ach lieber Herr König, dat loone en Gott im Himmel, wenn he sonnen Schnaps hat, davon schon

dat rucken helpt, so mag he noch woll besser schmecken. Der König lachte herzlich, und befahl, daß man dem Bauer das Flakon lassen sollte, damit er nur weiter käme.

Der König hatte sich durch eines seiner Handlungshäuser, welches für ihn vielfältig Geschäfte besorgte, verschiedene Sachen aus Italien kommen lassen. Diesen waren einige Charten beygelegt, welche einem berühmten Gelehrten zu Berlin zukommen sollten. Man übersandte dem Könige, auf sein Verlangen, ein Verzeichniß der Transportkosten, und überließ ihm zugleich, ob er das Wenige, was die übersandte Charten dabey betrugen, mit berichtigen und auf sich nehmen wollte. Der König schrieb auf die Vorstellung: Ey warum nicht gar; — was gehet mich der Schulmeister N. . . an, läßt er sich

Charten kommen, kann er dafür bezahlen, nicht einen Pfennig.

1741. nahm der König aus französischen Diensten einen Offizier von des Marschall von Sachsen Regiment in seine Dienste, und gab ihm ein Husarenregiment. Er war der Obriste von Malachowsky. Der König liebte diesen Mann sehr, und glaubte, in der Zukunft an ihm einen tüchtigen General zu bekommen; er erlebte aber die Erfüllung dieser Erwartung nicht, denn Malachowsky hatte das Unglück, 1745 den 12ten April im Scharmützel bey Groß-Strelitz, aus Unvorsichtigkeit einer seiner Leute tödtlich verwundet zu werden, und starb einige Tage darauf zu Brieg.

Als der König solches erfuhr, ward er sehr darüber betroffen, und sagte bey der Tafel: Meine Herren, meine Armee leidet einen grossen Verlust. Malachowsky ist todt. — Es war ein braver Mann, ich habe aber, als ich ihn

zum erstenmale sahe, in seiner Physiognomie etwas trauriges entdeckt, das nun erfüllt ist.

Diese Rede des Königs gab nun Gelegenheit von Physiognomik, von Nativitätstellen und Weissagungen zu sprechen. Man führte Gründe für und wider diese Sachen an, und endlich behauptete Jemand aus der Gesellschaft die Zuverlässigkeit dieser Wissenschaften durch das Beyspiel des ehemahligen Etatsministers von Ilgen, der Patkul'n sein unglücklich Schicksal vorher verkündiget hatte. Der König sagte: ich habe Ilgen recht gut gekannt; allein er besaß nichts weniger, als die Kunst, Jemanden sein Schicksal zu prophezeyen. Er war ein erfahrner Mann, der lange im Kabinet meines Großvaters und Vaters gearbeitet, viel Menschen gesehen und kennen gelernet hatte, und der daher auch manches sagen konnte, das Jedem, der nicht so viel als er wuste, in Erstaunen setzen muste. Manches kann davon eingetroffen seyn, und das hat den ehrlichen Mann in die Reputation eines Wahrsagers gebracht.

Er war von Karl des Zwölften hitzigen Temperamente so gut unterrichtet, als genau er den unruhigen Patkul kannte, und es war von ihm eine bloß natürliche Vermuthung, daß wenn der leztere in des ersteren Gewalt gerieth,

welches nach der Lage der damaligen Umstände leicht möglich war, daß er ihn nicht gut behandeln würde. Das war die ganze Kunst, welche er kannte.

Ein anderer Offizier, der bey der Tafel gegenwärtig war, sagte: wenn nun der König ein so allgemein für zuverlässig gehaltenes Zeugniß für die Möglichkeit der Vorherverkündigung des künftigen Schicksales eines Menschen, so hinlänglich widerlegt hätte; warum er denn selbst auf die Physiognomik hielte, die doch auch sehr unsicher wäre, um daraus Jemandes Geschick vorher zu bestimmen.

Der König, dem diese Frage nicht angenehm und zu rasch seyn mochte, oder, der solche nicht beantworten wollte, antwortete: Die Physiognomik habe ich studiret, und sie hat mir viel Dienste geleistet, und für manchen schlechten Kerl gewarnet und gesichert. Daß ich ihm aber zeige, daß ich diese Kunst gewiß verstehe; so muß ich ihm nur sagen, daß er nach seiner Physiognomie heyrathen, ein böses Weib kriegen, und Hörner tragen wird, — und damit brach er von diesem Gespräche ab. Der Offizier ward über und über roth, weil er nicht glaubte, daß der König wuste, daß er würklich gesonnen sey sich zu verheyrathen

Merkwürdige Kabinets-Befehle.

Nachdem Se. Königliche Majestät Dero General-Direktorium, wegen des hierbey zurückkommenden Berichtes, betreffend die Beschwerden der Königsbergschen Kaufmannschaft wider die dortigen Schutz-Juden und deren ungebührende Extension ihres Handels, vermittelst Dero beygesezten höchsteigenhändigen Marginals, so viel die Haupt-Sache anbetrift, beschieden haben; so finden Höchst Dieselbe nur annoch nöthig dasselbe hiedurch zu erinnern und aufzugeben: wie solches sich forthin in denjenigen Berichten, so es an Sr. Königl. Majestät erstatten wird, sich keiner Deroselben ganz unbekannten Wörter und Ausdrücke, wie in dem gegenwärtigen, die von Groß-Bürger-Recht auf Handel und Wandel, von Handel über Scheffel und Waage, ex plenaria causae cognitione, famulitium derer Schutz-

Juden und dergleichen mehr befindlich seynd, bedienen, sondern sich auch darüber auf eine Sr. Königl. Majestät verständliche Art, und in gewöhnlichen bekannten Wörtern ausdrücken soll; Allermaßen wenn HöchstDieselbe etwas decidiren sollen, Sie auch die Wörter und Ausdrücke, in den deshalb zu erstattenden Berichten, klar verstehen, und denenjenigen den Gebrauch der Kunstwörter überlassen müssen, welche mit selbigen mehr als Sie zu thun haben

Friedrich.

Potsdam,
den 29ten November 1775.

An
das General-Directorium,

Daß dasselbe Sich in seinen Berichten keiner fremden, Sr. Königl. Maj. ganz unbekannten Wörter und Ausdrücke bedienen, sondern klar und verständlich schreiben soll.

Mein lieber Groß-Canzler von Jarriges, Ihr werdet aus hier anliegenden Schreiben des General-Majors, Grafen von Schwerin, mit mehrerem ersehen, was derselbe wegen der Prozesse, worinn er in Ansehung seines Gutes mit den benachbarten Dorfschaften, der geringsten Kleinigkeiten wegen, verwickelt wird, Mir vorstellen und bitten wollen. Da Ich schon mehrmahlen befohlen habe, daß in Sachen von keiner Wichtigkeit, die Partheyen durch alle Instanzen zu schleppen, nicht gestattet werden soll; so müsset Ihr auch dem Fisco, und besonders den Justitiarien der Krieges- und Domainen-Kammern, hierunter Maaß und Ziel vorschreiben, und die gehörige Weisung thun; in Ansehung des oberwehnten Prozesses aber, und da solcher nach Angabe des General-Majors, Grafen von Schwerin, von keiner Erheblichkeit, rechtmäßig

entschieden werde. Ich bin Euer wohl affectionirter König

Friedrich.

Potsdam,
den 12. Oktober
1768.

An den Groß-Canzler von Jarriges.

Vester, besonders lieber Getreuer! Mir können die in der Original-Anlage von den Meliorations-Interessenten in Hinter-Pommern, nachgesuchte 3 anderweite Freyjahre nicht anders als befremdlich vorkommen, und der angegebene Strohmangel, so wie die vorgeschüzte Unmöglichkeit der Urbarmachung, scheint mir ein bloßer Vorwand zu seyn, um ihrem Gesuch den Anstrich der Billigkeit zu geben. Beynahe komme Ich auf die Gedanken, daß die Vasallen in Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten etwas faul und nachläßig zu Werke gehen. Ihr werdet solches am besten beurtheilen, und Mir

melden können, wie das zugehet, und was dies alles eigentlich für einen Zusammenhang hat. Ich erfordere demnach Euren pflichtmäßigen und ausführlichen Bericht, und bin Euer gnädiger König

Friedrich.

Potsdam,
den 5. May 1776.
An den Geheimen Finanzrath
von Brenckenhof.

Hierauf erstattete Brenckenhof folgenden Bericht:

Nach Ew. Königl. Maj. allergnädigster Ordre vom 5ten huj. und der zugleich communicirten Vorstellung des rc. von Zastrow, soll ich pflichtmäßig berichten, was für Umstände damit verknüpft sind, daß die Melioranten, nach Verfließung der 3 Freyjahre die festgesezte 2 pro Cent Interessen nicht abgeben wollen, und daß die Participanten noch anderweite 3 Freyjahre verlangen. Ich kann nicht umhin, E. K. M. allerunter-

thänigst zu sagen, daß mir dieses eine gänz befremdliche und unerwartete Sache gewesen. Ich bin jetzo Dorf von Dorf durch den Neu-Stettin-Rummelsburg- und Stolpschen Creyß bis hieher, alle Adeliche meliorationes durchgegangen, habe selbige revidirt und durchgängig, auch bis jetzo keine einzige ausgenommen, insonderheit die, so zum ersten Plan der 300 Tal. gehöret, sehr solide realisirt gefunden. Die neue angelegte Vorwerker liegen durchgängig in einer bessern Lage und auf bessern Böden, als die alten Dörfer. Viele der Eigenthümer haben auch, da sie in ihren alten Dörfern schlechte Wohnung gehabt, ihre Wohnhäuser auf den neuen Etablissements gebauet, und sind dahin gezogen.

Sammt und sonders habe ich einen Jeden auf dieser Tour befragt, ob auch die meliorationes, die revenües nach den gemachten Anschlägen tragen, welche nicht nur sämmt-

liches mit Ja beantwortet, sondern auch mehrentheils versichert, daß sie jetzo schon die revenües über den Anschlag und mehrentheils über 6 pro Cent nach den bereits geschehenen Verpachtungen der Vorwerker erhielten, und daß sie solche in der Folge gewiß, wenn das Land und die Wiesen erst besser in Cultur, noch höher nutzen würden. Ich kann auf Pflicht und Gewissen versichern, daß ich bey dieser Bereisung auch nicht einen einzigen gefunden, welcher nicht mit dankbarem Herzen und mit Thränen in den Augen, die Gnade, so E. K. M. dem Hinter-Pommerschen Adel erzeigen, erkennet, und gedankt hätten, welche Gnadenbezeugung auch bey ihnen in ihren Häusern sehr deutlich zu merken, ihre Einrichtungen und ihre Anstalten sind jezt in ihren Häusern, so, daß sie den Churmärk. und Magdeburg. nichts nachgeben, und welche Verbesserung sie jure der Melioration ihrer Gü-

ter zu verdanken haben, so wie denn auch nicht eine einzige Klage, so wenig von den Colonisten über ihre Grund-Herren, als von lezteren über erstere eingekommen. Alle diese Melioranten so zum 1ten Plan gehören, haben nach E. K. M. allergnädigsten Ordre gar keine Freyjahre von Erlegung der 2 pro Cente erhalten.

Hingegen hat der von Zastrow, und wie er sich im Namen der Blankenburgschen Kinder und der von Podewils unterschreibt, und welche zum 2ten und 3ten Meliorat-Plan gehören, nach E. K. M. Ordre durchgängig 3 Freyjahre erhalten, mithin sind die, vor die so zum ersten Plan gehören, sehr avantagirt. Ich kann also gar nicht absehen, warum der von Zastrow sich bei E. K. M. gemeldet, und um anderweite 3 Freyjahre gebeten hat. Der Strohmangel ist wegen der im vorigen Jahre in hiesiger Gegend ausgefallenen Rocken-Erndte aller-

dings gegründet, es sind dadurch nur einige Ställe bis jezt ungedeckt stehen geblieben, so gleich nach der Erndte gedeckt und realisirt worden, welches aber die Nutzung des Landes und der Wiesen nicht alteriret. Ich kann also das Verlangen des von Zastrow und seiner Complicen nichts als einer übertriebenen Gewinnsucht Schuld geben. Inzwischen habe ich auch wohl discursive gemerket, daß einige Jalousie darüber, daß die Neumärker die Gelder zu 1 pro Cent erhalten, herrscht, und glauben, daß wenn sie E. K. M. unabläßig bitten, ihnen ein gleiches wiederfahren wird. Sobald ich hier mit meinem Plan wegen des großen wüsten Lauenburgschen Bruchs, so wenigstens 15 Meilen in der Circumferenz enthält, und worinn in der Folge an 30000 melkende Kühe gehalten werden können, und dadurch das Geld, so vor Butter außer Landes gehet, nach E. K. M. Allerhöchsten landes-

väterlichen Vorsorge im Lande bleiben kann, fertig bin, gehe ich auch nach dem Schlagischen und Belgardschen Creyß, um allda die meliorationes Dorf vor Dorf selbst zu examiniren, und werde sodann dem von Zastrow, welcher im Belgardschen Creyse wohnet, über seine an E. K. M. übergebene Vorstellung näher quästioniren.

Alsdenn gedenke ich an der offenbaren See herunter zu gehen, alle Ausflüsse der Ströme nach der See gründlich zu examiniren, um darnach in der Folge die fernern meliorationes in den Brüchern reguliren zu können, durch Vor-Pommern zurück kommen, und E. K. M. bey der Stargardter Revue alles allerunterthänigst überreichen. Ich bin rc.

E. K. M.

Lauenburg,
den 10, May 1776.

rc. rc.
von Brenckenhof.

Vester rc. Ich habe Euren Bericht vom 10. dieses, über das Gesuch der adelichen Guts-Besitzer in Hinter-Pommern, die von dem 2ten und 3ten Meliorations-Plan participirt haben, und die außer den bereits genossenen 3 Freyjahren, noch um eine dreyjährige Befreyung der 2 pro Cent Zinsen gebeten, erhalten, und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß diese Interessen ja nicht für Mich, sondern zu Salarirung tüchtiger Schulmeister und auch ein Theil davon als eine Zulage denen 8 adlichen Conventualinnen des Stolpischen Klosters bestimmet sind. Je länger also die Freyjahre dauren, je später wird die gute Absicht erreicht, und hätten die Guts-Besitzer selbst darum besorgt seyn und hübsch fleißig daran arbeiten sollen, um ihre Einrichtungen eher fertig zu machen, um in Stand zu kommen, von dem, aus den Verbesserungen ihnen zuwachsenden Nutzen die 2 pro Cent Zinsen zur gehörigen

Zeit ordentlich abtragen zu können, daran ist aber die uralte hergebrachte Pommersche Faulheit schuld, daß sie mit ihren Sachen nicht weiter gekommen. Ich will selbigen indessen noch ein Jahr Dilation accordiren, binnen solchen aber müssen sie ihre Einrichtungen völlig zu Stande bringen, und nach dessen Verlauf die Zinsen richtig und promte abtragen, als wornach Ihr Euch denn zu achten habt. Ich bin ꝛc.

Friedrich.

Potsdam,
den 14. May 1776.

An
den Geheimen Finanzrath von
Brenckenhof.

Vester ꝛc. Ich habe zwey Kolonisten, aus dem Reiche, nebst ihren Familien, an Euch verwiesen, damit Ihr solche, in den Etablissements in Pommern, ansetzen könnet. Die Leute habe Ich Selbst gesprochen, und sie

schienen Mir ehrlich zu seyn, haben Mir auch versprochen, fleißig zu seyn und in Meinen Landen sich fortzuhelfen. Das ist nun schon gut; wenn sie Wort halten, wird es Mir lieb seyn. Ihr müsset nur Eurer Seits dahin sehen, daß sie gleich nach ihrer Ankunft in Arbeit gesetzet werden, und nicht faullenzen können; denn sonst verzehren sie die Wohlthaten, welche für sie ausgesetzet sind, stiften aber keinen Nutzen, und laufen am Ende davon, wenn sie alles verzehret haben. Solche Beyspiele sind Mir bekannt geworden, und müsset Ihr nur dahin sehen, daß das nicht weiter geschiehet, sonst wird der Zweck verfehlet. Müßiggänger und Tagediebe will ich nicht haben; sondern fleißige Leute, die das Land verbessern, und sich selbst glücklich machen. Ich überlasse alles übrige Eurer ungesparten Sorgfalt, und bin Euer wohl affectionirter König

Potsdam,
den 10. Aug. 1777.

Friedrich.

An den Geheimen Finanzrath v. Brenckenhof.

Vester ꝛc. Ich übersende Euch hier eine an Mich übergebene anonymische Vorstellung, aus welcher Ihr ersehen werdet, wie man Mich darinnen zu überzeugen suchet, daß Ihr in Euren Arbeiten nicht zweckmäßig zu Werke gehet, und damit nicht den Nutzen hervorbringen werdet, den Ich davon billig erwarte. Ob Ich nun gleich einsehe, daß der Concipient dieser Vorstellung nicht das Subject ist, daß Euch zu beurtheilen, die nöthigen Fähigkeiten besitzet, indem er allerhand ungeräumtes Zeug hin raisonniret, so ist doch mein Wille, daß Ihr diese Vorstellung durchlesen sollet, um einige Punkte darinnen, die Mir nicht ganz unrecht zu seyn scheinen, zu bemerken. Ich will solche Euch deshalb nicht marquiren, weil Ich sehen will, ob Ihr sie herausgefunden habt, um Mich mit Euch nächstens darüber mündlich zu unhalten. Ueberhaupt muß man suchen so

zu arbeiten, daß nur wenige Glossen darüber gemacht werden können. Fehlerfrey zu seyn, und sich keinen Tadel zuzuziehen, kann kein Mensch möglich machen. Ich bin Euer wohl affectionirter König

Friedrich.

Potsdam,
den 1ten Sept.
1777.

An den Geheimen Finanzrath
von Brenckenhof.

Auszug aus einem Schreiben.

Keine rührendere und des hohen Gegenstandes würdigere und angemessenere Lobrede konnte dem großen Friedrich im Tode gehalten werden, als die stumme, von der ich Zeuge war. Bei Gelegenheit des diesjährigen Herbstmanoeuvres (1787.) war ich zu Potsdam. Indem ich die Stadt besahe, bemerkte ich zwei Generale, welche mit raschen Schritten auf die Garnisonkirche zueilten,

welche so eben aufgeschlossen wurde. Dies machte mich aufmerksam, und ich folgte ihnen. Sobald sie in die Kirche getreten waren, entblößten sie ihre Häupter, gingen nach der Kanzel, und sahen in das unter derselben befindliche Begräbnißbehältniß des großen Friedrichs und seines Herrn Vaters. Nachdem sie eine ganze Zeitlang hineingesehen hatten, wandten sie sich um. Ihre Augen standen voller Thränen. Sie gaben sich beide die Hände, welche sie lebhaft drückten, und so eilten sie wieder zur Kirche hinaus. Der eine ging rechts, der andere links, ohne daß ich ein Wort von ihnen gehöret hätte. Für mich Zuschauer, war diese Scene, so feyerlich und rührend, daß auch mir die Thränen unwillkührlich aus den Augen stürzten. Und was dachte ich nicht alles in diesen Augenblicken. Beide Generale waren von Jugend auf Begleiter und Gesellschafter des größ=

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beyträge zu den Anecdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweiten

Bd.: 3.

Berlin (1788)

Bor. 27-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012608-8
VD18 90639197-001